

Aus Bundesrat Baviens Lebenserinnerungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **2 (1922-1923)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-154654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von Savoyen und in der Genfer Zonenfrage zu erreichen. Auch in der Frage der Rheinschiffahrt scheint es das Recht des Stärkern durchsetzen zu wollen.

Das ist der entscheidende Grund, welcher es meines Erachtens jedem patriotischen Schweizerbürger, welcher Gefühl für die Würde und die Selbständigkeit seines Vaterlandes hat, sei er Deutsch- oder Welschschweizer, verbieten sollte, Ihrer Gesellschaft beizutreten.

Der Schweizer weiß, welche Gefahren ehemals seinem Lande enge Freundschaft mit Frankreich gebracht hat. Er denkt an Louis XIV, an 1798—1813 und an den Weltkrieg und steht Frankreich voll Achtung, aber mit gebotener Zurückhaltung und Vorsicht gegenüber.

Zum Schlusse erlaube ich mir, Ihnen zu sagen, daß von meinem Standpunkt aus ich die Propagandatätigkeit Ihrer Gesellschaft nicht für gefährlich halte. Es ist keine kluge Politik, welche das französische Auswärtige Amt durch das Mittel Ihrer Gesellschaft betreibt. Wohl wird da und dort ein Gimpel gefangen oder ein anderer sehr contrecoeur Ihrer Gesellschaft beitreten, weil er es für seine wirtschaftliche Existenz nötig erachtet; aber daneben werden eine Reihe anderer mißtrauisch und fangen an, darüber nachzudenken, was wohl Frankreich mit derartigen Propaganda bezweckt. Und wenn unser Volk zu denken anfängt, so ist die Wirksamkeit der Propaganda gebrochen. Ich erlaube mir deshalb, im Interesse meines Volkes, diesen Brief als einen offenen zu behandeln und ihn weiteren Kreisen zur Kenntnis zu bringen.

Frankreich wird auch ohne Werbungen für Ihre Gesellschaft die größte Sympathie bei uns gewinnen, wenn es die Rechte anderer Völker achtet und wenn es ihm gelingt, zu beweisen, daß sein Kriegsziel wirklich die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht aller Völker ohne Ausnahme gewesen ist, nicht aber die Wiederaufrichtung seiner schon früher beanspruchten Vormachtstellung auf dem europäischen Festlande.

Mit vollkommener Hochachtung

G. Rind.

Aus Bundesrat Bayers Lebenserinnerungen. *)

(Fortsetzung.)

Für mich begann nun wieder die praktische Arbeit. Ich mußte im Auftrag von Oberst La Ricca mich nach dem Fürstentum Liechtenstein begeben, wo ich mit zwei andern Kollegen — Gugelberg und Albertini — mich mehrere Monate mit der Vorarbeit für die Entsumpfung der Tallebene beschäftigte. Der Aufenthalt in dem Sumpfe bei kalter Jahreszeit — anfangs 1848 — war meiner Gesundheit nicht zuträglich und nachdem ich etwa drei Monate im Felde zugebracht hatte, kehrte ich unwohl nach Chur zurück und mußte mich dort den Händen des Doktors übergeben. Dieselben hätten mich, wie ich glaube, bald klastertief ins Bett gebracht, wenn ich mich nicht aufgerafft und durch Befolgung des Gegenteils ihrer Anordnungen, namentlich durch regelmäßige Libationen des famosen

*) Abdruck dieses Beitrages ist nicht gestattet.

1846er Landweins, im Freieck in Chur, wo wir jeden Abend saßen, vollkommen hergestellt hätte. Ich glaube, die einfache Kunst der Alten ist erfolgreicher gewesen. Ich meines Theils würde mich wenigstens, wenn Hippokrates noch lebte, mit unbedingtem Vertrauen an denselben halten. Bald nach der Riechtensteiner-Kampagne und meiner Wiederherstellung mußte ich im Frühsommer 1848 wieder in den Militärdienst und nahm als Leutnant einer Scharfschützen-Kompagnie unter dem Oberkommando des Berner Obersten Gerwer teil an der Besetzung der Graubündner-Grenze im Münstertal. Mein Hauptmann war Andreas Planta von Samaden, Oberleutnant war Ködel von Zuoz. Wir verstanden alle nichts vom Dienst und am wenigsten unser Hauptmann, was uns denn auch sehr mäßigen Respekt von Seite unserer Scharfschützen eintrug. Die Exercitien veranlaßten täglich große Konfusion; es war jedenfalls ein Glück, daß wir nicht berufen waren, in ernstlichen Konflikt mit unserem Feinde zu geraten. Indessen bot diese drei Monate andauernde Kampagne interessante Episoden. Eine derselben war, daß ich einmal von Oberst Gerwer auf den Stelvio gesandt wurde, woselbst der italienische Revolutionsgeneral d'Alpice mit einigen Freischaren-Bataillons kampierte. Er hatte seine Vorposten auf graubündnerisches Gebiet hinübergeschoben und ich hatte den Auftrag, von ihm hiefür Satisfaktion und den sofortigen Rückzug seiner Leute zu verlangen. Bei meiner Ankunft auf dem Stelvio wurde ich in höchst schmeichelhafter Weise empfangen und, obgleich ein unbedeutender Leutnant, mit Musik begrüßt und zur Tafel des Generals geladen, wo wir cordiale Toaste ausbrachten und viel von Freiheit und Völkerbrüderung sprachen. Meine Mission hatte den besten Erfolg. Der General machte in höflichster Weise seine Entschuldigungen über das, wie er sagte, ganz zufällige Versehen und zog augenblicklich die auf unserm Gebiet stehenden Vorposten ein. Oberst Gerwer erklärte sich dann auch als vollkommen befriedigt. Es war dieser Herr Oberst ein etwas sonderbarer Kauz. Er litt ganz bedenklich an Größenwahn. In seinen häufigen Proklamationen nannte er sich „Kommandant der östlichen Alpen-Armee“, und ich wunderte mich, daß man ihm in Bern diesen Luxus gestattete. Er war ein sehr schöner Mann mit einem prächtigen weißen Bart, den er sorgfältig pflegte, und ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes. Ueberall wollte er Tanzpartien arrangieren, fand aber nicht jederzeit bereitwilliges Entgegenkommen. In Samaden hatte der Vorstand das Tanzen während der Festtage verboten, was unsern tanzlustigen Obersten aber nicht hinderte, einen „Tanzbefehl“ zu erlassen, in welchem er die bestimmte Erwartung aussprach, daß an einem der bezeichneten Abende ein Ball stattfinde und sich zahlreicher Besucher von Seite der Samadener Schönen erfreue! Aber die Flora des Dorfes ließ sich durch den muzopotamischen Feldherrn nicht imponieren, blieb dem Tanzlokale fern und die eifrigsten Tänzer, die nun durchaus einmal einen Ball haben wollten, mußten sich damit begnügen, untereinander dem Vergnügen obzuliegen und ohne weibliche Mitwirkung, mit einem meistens recht vierchrötigen Kameraden zu walzen.

Herr Gerwer liebte es, sehr kräftige Tagesbefehle zu erlassen. Einige

sehr respectable Bürger von Samaden führten in mehreren Wagen das Gepäck über das Baltelin und den Splügen, welchen Weg es dem Herrn Oberst beliebt hatte für die Rückkehr, samt seinen beiden Adjutanten Peter Romedi und Cleric und einer Anzahl Bedienter, einzuschlagen. Als er dann in Sondrio mehrere Stunden auf die Gepäckträger warten mußte, erließ er einen Tagesbefehl an die Fuhrleute, der ungefähr lautete: „Das Donnerwetter soll dreinschlagen; wenn ihr nicht heute abend in Chiavenna anlangt, so lasse ich euch alle krumm schließen!“

Die braven Bündner trauten ihren Augen nicht, als sie ein solches Schreiben lasen. Sie beriethen sich, ob sie nicht wieder über den Bernina heimkehren wollten, kamen aber dann zu dem Beschluß, dem Oberst einen Brief zugehen zu lassen, den er nicht hinter den Spiegel stecken werde, und noch langsamer als vorher über Chiavenna nach Chur zu fahren.

Wir Scharfschützen kehrten aus dem Engadin in zwei Tagemärschen nach Chur zurück. Ich langte müde und lahm in der Heimat an und widmete mich sofort wieder meinem Berufe. Man sandte mich als provisorischen Bezirksingenieur nach Splügen, um den am Typhus verstorbenen Andreas Sprecher von Luzern zu ersetzen.

Der große Bezirk, welcher sich von Summapraderbach bei Thusis bis an die italienische Grenze am Splügen und bis an die Tessiner Grenze erstreckte, gab mir viel zu tun, zumal verschiedene Neubauten auszuführen und zu beaufsichtigen waren. Die Beschäftigung sagte mir sehr zu und ich fuhr mit meinen eigenen Chaischen täglich auf den verschiedenen Strecken herum, wo ich den Wegmachern Anleitung gab, Vermessungen vornahm und alle für den guten Unterhalt der Straße erforderlichen Anordnungen traf. Splügen war mein Standquartier.

[In der Zeit seines Aufenthaltes in Splügen, 1850, verheiratete sich Bavier mit Fräulein R. Barbara von Salis aus dem „Bodmer“ zu Malans, mit der er in überaus glücklicher Ehe 46 Jahre verbunden blieb. Im Rückblick auf diese Zeit schreibt Bavier:]

„Der Stern, zu dem wir immer aufgesehen haben, ist der, den schon die Weisen im Morgenland erblickt haben. Nur im Vertrauen auf unsern Erlöser und auf die allmächtige Hand, welche unsere Geschicke leitet, läßt sich das Leben mit seiner Last und seiner Qual mit heiterer Ruhe ertragen. Glücklicher der Mensch, dem diese Ruhe beschieden ist.“

[Ende des Jahres 1851 trat Bavier von der Stelle des Bezirksingenieurs in Splügen zurück und begab sich nach Fideris, wo er den Betrieb der Kofflerschen Güter und daneben mancherlei Aemter übernahm.]

Bald nach meiner Niederlassung in Fideris wurde ich zum Kreispräsidenten gewählt und bekleidete dieses Amt durch zwei Jahre, während welcher Zeit ich nach Chur in den Großen Rat gesandt wurde.

Dort ernannte man mich nach den ersten Sitzungen unverdienterweise zum Regierungstatthalter. Mein Vater war hierüber zwar sehr erfreut, schüttelte jedoch den Kopf und sagte: „Zu meiner Zeit war es anders, da vergab man solche Ehrenstellen nicht, ohne daß der Betreffende Proben seiner Fähigkeit abgelegt hatte; ich mußte sechs Jahre lang warten, bis man mich zu dieser Würde erhob, welche dir fast im Schlafe zuteil geworden ist.“ Und der gute Vater hatte recht. Aber so sind die parlamenta-

rischen Versammlungen; es sind nicht immer die Wägsten und Besten, die auf das Schild erhoben werden. Mitunter wird, wie dies bei mir der Fall war, ein ziemlich harmloses Mitglied gewählt, nur um andern, die geringe Sympathien genießen, den Platz zu versperren. Meistens ist es aber da, wo eine Partei die Oberhand hat, die „Gesinnungstüchtigkeit“, die blinde Parteinahme, welche durch Beförderung belohnt wird, wenn auch der Betreffende sich weder durch geschäftliche Tüchtigkeit und Kenntnisse, noch durch Charakter auszeichnet. Ja, ich habe oft gesehen, wie vortreffliche, brave Männer beiseite gesetzt wurden, weil sie, obschon sie im allgemeinen zu einer Partei gehörten, sich weigerten, durch dick und dünn mit derselben zu gehen.

In meiner ziemlich langen parlamentarischen Laufbahn habe ich mitunter Tadel geerntet, da, wo ich nach Pflicht und Gewissen gehandelt, und umgekehrt wurde mir Anerkennung zuteil, wo ich sie nicht verdient hatte. So geht es eben im öffentlichen Leben! Die Parteidisziplin ist allerdings ein sehr wirksames Mittel zum Zwecke; ohne dieselbe entgeht einer Partei meistens die Herrschaft. Aber der Einzelne, welcher sich ihr unterzieht, muß eben doch ein weites Gewissen haben; denn es kann ihm nicht fehlen, in den Fall zu kommen, wo er gegen eigene Erkenntnis stimmen muß. (sacrificio dell'intelletto.) Ich habe in meinem Heimatkanton für das Zustandekommen einer Alpenbahn vom Jahre 1854 bis 1870 wohl am meisten gearbeitet, ja, ich darf sagen, auch noch mehr als der hochverdiente Oberst La Nicca. Sicher wäre der Rufmanier, lange bevor man den Gotthard ernstlich anstrebte, zustande gekommen, wenn nicht Haß und Ehrgeiz, Mißgunst und persönliche Leidenschaft alles vereitelt hätten. Vom Piemont war eine Subvention von 40 Millionen Lire zugesichert, die Nordostbahn, speziell Alfred Escher, waren entschiedene Förderer des Rufmaniers, ebenso die Kantone Graubünden, St. Gallen und Glarus und die süddeutschen Staaten. Aber die Mißgunst und kleinlicher Ehrgeiz unter den damals führenden Personen führten zum Scheitern des Unternehmens.

Der ist ein Tor, der im öffentlichen Leben sich um Anerkennung seiner Leistungen bewirbt. Je gleichgültiger einer gegenüber dem Beifall der Menge sich verhält, desto eher wird ihm derselbe zuteil. Dies ist übrigens von viel geringerem Wert als das *Bewußtsein*, treu, hingebend und uneigennützig gehandelt zu haben. Diese innere Genugtuung hilft auch den Meisten, den Verdruß über erlittene Kränkungen zu ertragen. Im umgekehrten Falle jedoch vermögen Weihrauch und äußerliche Ehren nie, die Stimme des Gewissens zu übertäuben, wenn dasselbe uns anklagt; denn „der Uebel größtes ist die Schuld“.

Neben meiner landwirtschaftlichen und amtlichen politischen Beschäftigung war jedoch die Ausübung meines Berufes für mich die Hauptsache. Im Jahre 1853 beschäftigte ich mich mit den Vorarbeiten für eine Eisenbahn von Chur nach Rorschach und Sargans-Rapperswil, der sogenannten Südostrbahn. Der Bau dieser Linien war durch ein Komitee, das sich selbst gebildet hatte, einem englischen Unternehmer übertragen worden. Ich will nicht auf die Geschichte der Bildung dieses Komitees eingreten; es konstituierte sich, nachdem persönliche Eitelkeit, Eifersucht und Leidenschaft,

deren Hauptvertreter eine graubiünderische Persönlichkeit war, zu unliebsamen Auftritten geführt und die besten Männer beseitigt hatten. Da die Mitglieder dieser von niemandem gewählten Behörde gar nichts vom Eisenbahnbau verstanden (Herr Oberst La Ricca, welcher Kenntnisse des Baues besaß, trat erst später in die neugewählte Direktion), so wurde dann auch ein ganz ungeheurerlicher Vertrag mit dem englischen Bauunternehmer Bidring abgeschlossen. Es wurden Bedingungen aufgestellt, wie sie nur für eine kleine, sogenannte Regionalbahn passen, alle Arbeiten nicht näher spezifiziert und das ganze, Hochbau und Rollmaterial mit inbegriffen, à forfait zu 25 Millionen Franken dem Unternehmer übergeben. Dieser glaubte ein sehr gutes Geschäft abgeschlossen zu haben, richtete alles auf das Wohlfeilste ein und schickte sich an, eine Bahn dritten Ranges zu erstellen.

Das Komitee empfing den Unternehmer auf das Festlichste. Er kam mit einem Stab von Ingenieuren, prächtigen Wagen und Pferden. Man hielt Bankette, Reden, feierte den ersten Spatenstich mit Kanonenschüssen, sprach in allen Zeitungen von der großen Weltbahn, deren erstes Glied die Südostbahn bilde und es lebten einige Zeit Unternehmer und Komitee in dulci júbilo. Aber nach und nach trat es zutage, wie ganz verschieden die Auffassung der beiden Teile in bezug auf den Bau war.

Das Komitee wurde belehrt, daß es einen ganz einfältigen Afford abgeschlossen habe und wollte nun mit aller Gewalt den Unternehmer zwingen, eine großartige, schöne Eisenbahn herzustellen, deren Bau statt 25 Millionen nach damaligen Preisen etwa 40 Millionen erfordert hätte. Es entstand nun eine mehrere Jahre andauernde Befehdung und Verfolgung des Unternehmens. Ich hatte besonders darunter zu leiden, da ich von Bidring zu seinem Generalbevollmächtigten ernannt worden war und mein Möglichstes tat, um den Frieden herzustellen. Es gelang dieses aber nicht; denn die Forderungen des Komitees überschritten alle Grenzen. Ich riet Bidring, einen Schiedsrichter zu bezeichnen und wählte den damals hochangesehenen Landammann Weder in St. Gallen als solchen. Herr Weder wurde auch vom Komitee akzeptiert. Bidring sprach ihm durch mich den Wunsch aus, daß er, auf Grundlage des Kontraktes verfügen möge, was recht und billig sei und erklärte zum voraus, daß er sich dem Ausspruche Weders unterziehen werde. Weder gab dem Komitee dann in den Hauptfragen unrecht; dasselbe bekümmerte sich aber nicht darum, sondern fuhr fort, Bidring zu verfolgen, bis es zum Prozeß kam, in welchem Bidring Recht erhielt und das Komitee verurteilt wurde, eine große Summe (der Betrag ist mir heute, 1894, nicht mehr genau erinnerlich) zu bezahlen, worauf Bidring sich zurückzog. Die Südostbahn fusionierte dann mit der St. Gallen-Appenzeller-Bahn und es entstanden dadurch die heutigen Vereinigten Schweizerbahnen. Ich zog mich, von dem langen Kampf ermüdet, von allen Eisenbahngeschäften zurück und begab mich nach Fideris; leider konnte ich aber dem Getriebe nicht lange ferne bleiben, sondern wurde bald in dasselbe hineingezogen und mußte dann wieder für Jahrzehnte mich mit diesem Verkehrsmittel unseres Jahrhunderts beschäftigen.

Viertes Dezennum.

„Wir hatten gebauet
ein stattliches Haus.“

Im Frühjahr 1856 begleitete ich meinen lieben Vater zu seiner und meiner Erholung nach München. Auf dieser Reise zog sich mein lieber Vater eine Erkältung zu, an deren Folge er am 19. September 1856 in Zürich starb, wo er auch beerdigt ist. Er hatte kurz vorher sein 61. Altersjahr überschritten. Sein Tod bedeutete für unsere Familie einen unerseklichen Verlust.

Ende des Jahres wurde ich durch eine anglo-italienische Gesellschaft berufen, den Bau einer Eisenbahn von Piacenza nach Castel San Giovanni zu übernehmen. Die Gesellschaft bestand aus den Engländern Robinson und Widing und aus den Italienern Bellinzaghi, später Sindaco von Mailand, Eug. Cantoni, Graf Angiusola, Ingenieur Caccianino, Gaetano Ponti. Alle diese sind nun gestorben. Ich errichtete in Piacenza ein Bureau mit einer Anzahl englischer und italienischer Ingenieure. Auch berief ich mehrere meiner aus Graubünden bekannten Bauunternehmer wie Della Casa, Filippo und Carlo Garré und übergab ihnen Baulose zur Ausführung.

Im Jahre 1857 nahm ich dann auch meine Familie nach Piacenza. Sie kehrte im Frühjahr 1858 nach Chur zurück und ich folgte ihr, nachdem ich in Turin mit den Fusionsverhandlungen zu einem Abschluß gelangt war, im Juli nach. Wir begaben uns dann nach Fideris und im Herbst darauf nach Chur, wo wir festen Wohnsitz nahmen.

Ich begann mich nun wieder in der Heimat meinen Berufsgeschäften zu widmen. Einen Antrag, den ich von einer englischen Gesellschaft erhalten hatte, die Direktion eines Eisenbahnbaues von Capstadt nach Stellenbosch, wo meist Holländer und Sottentotten wohnen, lehnte ich ab, obschon mir glänzende Bedingungen gestellt wurden. Meine liebe Frau hätte sich zwar entschlossen, mich zu begleiten, aber die Uebersiedelung in so ferne Gegenden und in ganz ungewohnte neue Verhältnisse wäre uns doch zu schwer gefallen; ich zog vor, im Lande zu bleiben. Im Jahre 1859 übernahm ich den Bau einer großen Spinnerei auf Meiersboden bei Chur, sowie die Herstellung einer Wasserkraft von 230 Pferden. Die Spinnerei erhielt 21,000 Spindeln (Selfactors) und wurde solid und schön, den neuesten Anforderungen entsprechend, ausgeführt. Das Gebäude wurde durchwegs massiv in Stein erstellt. Die Wasserkraft erhielt ich durch Ableitung des Baches Rabiusa durch einen 110 Meter langen Tunnel im Bergrücken. Vom Ausgang des Tunnels hinweg wurde das Wasser in einer eisernen Röhre mit 80 Meter Gefälle auf eine Tangentialturbine geleitet, von wo aus sämtliche Maschinen durch Transmission in Bewegung gesetzt wurden.

Neben meiner Beschäftigung mit verschiedenen Bauten, worunter zum Beispiel auch die Reitschule in Chur, übernahm ich eine Reihe von Expertisen, die mir übertragen wurden. Ich war ständiger Experte des Bundesgerichtes bei allen Eisenbahnprozessen, an denen damals, wo überall gebaut wurde, kein Mangel bestand. In dieser Eigenschaft reiste ich jedes Jahr einige Male nach dem Kanton Tessin. In den Anständen der Gott-

harddirektion mit den Unternehmern war ich stets Experte und hatte namentlich viel mit den Arbeiten im großen Tunnel zu tun. Diese Tunnelinspektionen waren sehr unangenehm. Man mußte in dem engen Richtigstollen bis an die Knie im Wasser waten und die schlechte, von 4000 Arbeitern, Dellampen und Dynamit-Explosionen erzeugte Luft einatmen.

Einmal brachte ich, drei Kilometer vom Eingang entfernt, fünf Stunden im Tunnel zu, um beanstandetes Mauerwerk zu untersuchen und kam fast ohnmächtig wieder heraus. Ich schämte mich zwar beinahe, wenn ich bedachte, daß die armen Arbeiter es täglich acht Stunden in der Atmosphäre aushalten mußten, wobei noch, namentlich gegen Mitte des Tunnels, eine fast unerträgliche Temperatur herrschte, die durch Ventilationsmaschinen nur notdürftig abgekühlt wurde. Gar manche dieser Arbeiter wurden ein Opfer ihrer ungesunden Beschäftigung. Es kam zu allem noch eine eigentümliche Epidemie: der Tunnelwurm. Diese kleinen Lebewesen waren in großer Menge vorhanden, teils in der Luft, teils aber namentlich im Wasser, das von den Arbeitern getrunken wurde. Es verursachte Schwindel, Appetitlosigkeit, Abmagerung, Fieber und bei manchen den Tod. Ich blieb, Gott sei Dank, verschont, obwohl ich viele Zeit im Tunnel zugebracht hatte. Freilich trank ich kein Wasser, das die Ansteckung am meisten vermittelte. Einer meiner Ingenieure, Simonett aus Andeer, ein baumstarker, kerngesunder Mann, erkrankte schwer und glaubte, erliegen zu müssen. Man hatte sein Uebel lange nicht erkannt, bis endlich die Aerzte, die ihn als magenleidend betrachteten, einsahen, daß er auch den Tunnelwurm habe und durch eine rationelle Kur hergestellt werden konnte.

Im Jahre 1863 wählte man mich in den schweizerischen Nationalrat, welchem ich bis zum Jahre 1878 angehörte, da ich in den Bundesrat eintrat. Im Nationalrat ließ ich mich von keiner Partei ins Schlepptau nehmen und gehörte zu den sogenannten „Wilden“, die übrigens in geringer Zahl vorhanden waren. Ich behielt stets meine Unabhängigkeit, was mir in verschiedenen kritischen Lagen schließlich doch zum Trost gereichte, weil ich mir selber keine Vorwürfe zu machen brauchte. Heute stimme ich mit dieser, morgen mit jener Partei, je nachdem ich es für richtig hielt, den einen oder den andern Standpunkt einzunehmen. Ein solches Verhalten ist für den Einzelnen gewiß das Befriedigendste; dagegen will ich nicht behaupten, daß es immer für das Land das Zutraglichste sei. Ein Unterordnen seiner Ueberzeugungen mag, bis zu einem gewissen Grade, notwendig sein, um der Richtung, welcher man im allgemeinen angehört, zum Sieg zu verhelfen. So war es in der Bundesversammlung fast nötig, daß sich gegenüber der geschlossenen Phalanx der Ultramontanen eine in sich geeinigte Partei bildete. Nur überschritt diese Partei mitunter die Grenzen der Billigkeit und der Toleranz. Es wurde mir oft schwer, die liberale Partei zu verleugnen und mit ihren Gegnern zu stimmen. Aber die Unbuddsamkeit, welche von beiden Seiten sich oft kundgab, war mir in der Seele zuwider und so erklärte sich dann auch meine Haltung in den sogenannten Kulturfragen. Beifall oder Tadel konnte ich, wenn ich auch nicht unempfindlich dafür war, immerhin ertragen; denn ich habe stets dem Grundsatz gehuldigt, lieber auf den Beifall

der Menge zu verzichten, als gegen besseres Wissen und Gewissen zu handeln.

Fünftes Dezennium.

perfer et obdura,
dolor hic tibi proderit olim.

Ich beschäftigte mich nun sehr lebhaft mit dem Projekt einer Splügenbahn und entwarf mit Hilfe einer Anzahl von mir angestellten Ingenieuren zwei Projekte für eine Bahn. Das erste Projekt mit Maximalsteigung von 25 ‰ und einem Tunnel von 10 km Länge wurde in allen Details ausgearbeitet und eine genaue Kostenberechnung dafür aufgestellt. Das zweite Projekt war nur den Horizontalkurven entnommen und nicht so detailliert wie das erste. Es hatte Maximalsteigung von 5 ‰ und einen Tunnel von 3 km Länge.

Alle meine Bemühungen für den Splügen wie für den Lufmanier blieben erfolglos; der Gotthard wurde gebaut, eingeweiht und in Betrieb gesetzt, worauf ich später zurückkommen werde.

Sechstes Dezennium.

Più camminiam e più ci
troviam soli.

Im Jahre 1874 übernahm ich mit zwei andern (Nationalrat Brunner in Bern und Mineninspektor Didot aus Paris) das Schiedsrichteramt in einer großen Streitfrage zwischen den schweizerischen Westbahnen und ihren Betriebsunternehmern Laurent und Bergeron. Es handelte sich um eine Differenz von 4 Millionen. Das Studium der Akten, Abhörung der Zeugen, Bereisen der Linie, Spezialexpertisen über einzelne Bauobjekte, Gerichtsverhandlungen, Abfassung der Gutachten über eine große Zahl einzelner Fragen, nahmen fast zwei Jahre ganz in Anspruch.

Im Nationalrat gehörte ich, wie schon gesagt, zur liberalen Partei, scheute mich aber nicht, ihr, sowohl als unter Umständen der großen Mehrheit der Bundesversammlung entgegenzutreten.

Eine Probe meiner Selbständigkeit hatte ich beim Abschluß des französisch-schweizerischen Handelsvertrages zu bestehen. Derselbe bot zwar bedeutende Vorteile namentlich für unsere Industrie, enthielt aber einen Artikel, welcher der von uns beschworenen Bundesverfassung zuwiderlief. Es wurden nämlich den französischen Geschäftsreisenden größere Begünstigungen eingeräumt als den schweizerischen. Dies war ein Eingriff in die Gesetzgebung der Kantone und zugleich eine Verletzung des Grundsatzes der Gleichberechtigung.

Nicht nur die Liberalen, sondern auch die Konservativen in ihrer großen Mehrheit, stimmten für den Vertrag in Anbetracht seiner im übrigen für uns vorteilhaften Bestimmungen, da es natürlich nicht erlaubt war, einen einzelnen Artikel abzuändern und man das Ganze annehmen oder verwerfen mußte. Mein alter Freund, Minister Kern, und viele andere Kollegen, die noch mit meinem seligen Vater befreundet gewesen waren, suchten mich umzustimmen. Manche verhöhnten meine Haltung wie zum Beispiel mein Nachbar, der alte Ratsherr Jenny aus Glarus, der mir

sagte: „Sie gehören auch zu denen, die Mücken seigen und Kamele verschlucken.“ Zu letztem hätte es eines guten Schluckes bedurft, da man damals in der Bundesversammlung solche Nahrung reichlich gefunden hätte.

Der als Nationalökonom eine Autorität beanspruchende Nationalrat Fehr-Herzog von Aarau, berief sich auf den Namen meines Vaters, worauf ich ihm sagte, man möge mir vorwerfen, was man wolle, aber meinen Vater solle er in Ruhe lassen. Die allgemeine Aufregung war so groß, wie ich sie in der Bundesversammlung nie erlebt hatte. Bundesrat Dubs hielt eine vierstündige Rede und alle bedeutenden Redner des Rates strengten sich an, den Vertrag durchzusetzen. Ich blieb meines Teils fest und befand mich mit nur 12 andern (es waren Ultramontane und Demokraten) gegenüber den andern zirka 160 Stimmen in der Minderheit. Aber nach acht Jahren schon begann man den begangenen Verfassungsbruch laut zu tadeln und zu beklagen, pries die damals verfassungstreu Gebliebenen, und wenn man 1874 noch einmal über den Vertrag abzustimmen berufen gewesen wäre, hätte man ihn mit ungeheurem Mehr verworfen! So wandelbar ist in der Politik das Leben. Diejenigen, welche im Jahre 1848 bei Entstehung des neuen Bundes als Säulen des Freisinns gepriesen worden waren, erklärt man 1874 für Rückschrittler, Duckmäuser und Reaktiönäre, weil sie nicht zu der schlechtern neuen Verfassung stimmen wollten.

Vom Wert und der eigentümlichen Schönheit unserer Mundart.

Von

Otto v. Greherz.

Die deutsche Schweiz besitzt zum Unterschied von allen sie umgebenden Ländern eine eigentliche Volkssprache, d. h. eine altererbte, bodenständige Mundart, die das ganze Volk umfaßt. Rings um uns sehen wir Länder, die welsche Schweiz eingerechnet, in denen die alteinheimische Volkssprache nur noch unter der an die Scholle gebundenen ländlichen Bevölkerung fortlebt und selbst da mehr und mehr abstirbt. Was sie verdrängt und ausrottet, ist eine aus der höhern Bildungsschicht hervorgegangene, mehr oder weniger künstlich erzeugte Literatursprache, die sich die Geltung und das Ansehen der eigentlichen Nationalsprache errungen hat. Auch wir haben Anteil an einer solchen Literatursprache; es ist die neuhochdeutsche Schriftsprache, die uns für den höhern und den über die Landesgrenzen ausgedehnten geistigen Verkehr unentbehrlich geworden ist. Allein, und darin liegt der tiefgreifende Unterschied: unsere alte Volkssprache hat daneben ihr Recht als gemeinsame mündliche Verkehrssprache behauptet. Durch das Schweizerdeutsch, das alle ohne Ausnahme sprechen, wird jene von der Büchersprache geschaffene Kluft überbrückt, die Einheit